

## Es liegt was in der Luft ...

So kann es gehen, wenn man assoziativ-chronologisch erzählt: Zuweilen tritt dabei der chronologische Aspekt in den Hintergrund ...

Nach den Dreharbeiten zu *Casanova* wieder in München, verspüre ich bald leichte Unruhe; irgendetwas Anderes, Neues liegt in der Luft. Ich hüte das Haus von Freunden, die auf Reisen sind, fühle mich unternehmungslustig, ohne zu wissen, was genau ich unternehmen will, bin teils gespannt, teils gelangweilt. Und so lese ich eines Morgens in der Zeitung, dass der hinreißende Gerd B. in der Stadt ist, Schauspieler und fernsehbekannt durch seine anbetungswürdige Darstellung russischer Romanhelden. Da auch der Name seines Hotels genannt wird, halte ich den Augenblick für gekommen, seine Bekanntschaft zu machen. Ich rufe in besagtem Hotel an und lasse mich mit G.B. verbinden. Einen Moment Stille im Hörer, dann eine vorsichtige, männliche Stimme, die misstrauisch fragt: »Bitte, wer sind Sie und was wollen Sie?« Ich nenne meinen Namen. Der Anbetungswürdige will wissen, ob ich von der Presse bin: »Ich gebe keine Interviews!« Ich verneine und sage spontan: »Wenn Sie mich sehen, werden Sie wissen, warum ich angerufen habe!«

Bin selbst überrascht von meinen Worten – doch offensichtlich haben sie seine Neugier geweckt, denn nach einem Moment des Schweigens fragt er, wo wir uns treffen können. Ich schlage ein kleines Café in der Nähe der Universität vor: »Passt es Ihnen um 16.00 Uhr?« Er bejaht, und wir verabschieden uns.

Es ist Dezember, ich bin 30, und der Schnee wirbelt sanft in weißen Flocken auf, als ich die Tür zu dem plüschigen

Café öffne. In meinen langen, roten Mantel gehüllt, eine schmeichelnde Angorahaube um den Kopf gebunden, die meine teuer bezahlten Locken nur unzureichend im Zaum hält, betrete ich das Café.

Mein Blick fällt auf einen Tisch an der gegenüberliegenden Wand. Dort sitzt jemand, das Gesicht hinter einer aufgeschlagenen Zeitung verborgen. Im nächsten Augenblick sinkt die Zeitung, und ein Mann, das ausdrucksvolle Gesicht von wildem Schwarzhaar eingerahmt, schaut erwartungsvoll in meine Richtung. Er ist ein Bruder Karamasow, keine Frage. Ich nehme die Haube vom Kopf, schüttele den Schnee aus meinen Locken und gehe auf ihn zu. Er erhebt sich, schaut mit seinen wunderbaren, dunklen Augen tief in die meinen, ergreift meine Hand und verbeugt sich leicht mit den unvergesslichen Worten: *»Und wenn hundert Frauen im gleichen Moment hereingekommen wären – ich hätte gewusst, dass Sie es sind!«*

Nein, eine übliche Liebesgeschichte sollte es nicht werden. Was kaum daran lag, dass es ihm oder mir an der gebührenden Lust gefehlt hätte, sondern einzig an der Tatsache, dass der begehrenswerte Mann vor kurzem seine dritte Ehe eingegangen, erneut Vater geworden war und den honorigen Entschluss gefasst hatte, keinen außerehelichen Eskapaden mehr zu frönen.

Doch er wusste diesen Zustand zu kompensieren: Jeden Tag nach dem Drehen rief er mich an und wollte wissen, nach welchen kulinarischen Köstlichkeiten es mich gelüstete, die er dann zu unserer nächsten Begegnung mitbrachte und die wir dann gemeinsam genossen. Nichts Anstößiges hier: Gutes Essen, schöne Gespräche und glühende Blicke – das war alles, was wir miteinander teilten. Sozusagen den Tisch, aber nicht das Bett. Allerdings bekam mein verhinderter Liebhaber bald eine fiebrige Halsentzündung, deren Ursache ich in einem inneren Konflikt vermutete, der mit seiner selbstauferlegten Zurückhaltung

zu tun hatte – aber vielleicht war es auch nur das kalte Winterwetter. In seinem fiebrigen Zustand, vor Heiserkeit kaum des Sprechens fähig, begleitete er mich ein paar Tage später auf meinen Wunsch dennoch zu einem kleinen Fest, in dessen Verlauf er leise verschwand, ohne sich zu verabschieden – und ohne dass wir uns je wiedergesehen hätten. Ich nehme an, seine Halsentzündung war darauf hin auch bald verschwunden ...

Zugegebenermaßen fiel mir sein Verschwinden nicht sofort auf, da mir plötzlich jemand anders gegenübergestanden und so tief ins Herz geschaut hatte, dass ich ihn nicht übersehen konnte (es war offenbar die Zeit der tiefen Augen-Blicke ...)

*Summa Summarum*: ein ungewöhnliches kleines Zwischenspiel mit einem begehrenswerten Mann, bei dem die horizontale Erotik durch den Genuss exquisiter Gaumenköstlichkeiten ersetzt wurde.

Und der Mann, der mir so tief ins Herz geschaut hatte? Mit ihm habe ich einige Zeit später ein gutes, entscheidendes Jahr verbracht – und als Erstes dafür gesorgt, dass er nicht mehr »Wichtl« genannt, sondern bei seinem durchaus honorigen und akzeptablen Vornamen gerufen wurde – die Aussicht, in Momenten feuriger Leidenschaft »Oh Wichtl!« zu stöhnen, schien mir irgendwie unpassend ...



... Doch das »Neue«, das spürbar in der Luft lag, ließ noch immer auf sich warten.

Dann bekam ich einen Anruf aus Kalifornien. Von Tsi-porah, so blond wie breit und mit ungeheurer Energie ausgestattet, verheiratet mit einem vermögenden Scheidungsanwalt in San Diego, den sie im Sommer samt schulpflichtigem Sohn und mexikanischem Dienstmädchen allein gelassen hatte, um sich Europa anzuschauen – vor

allem die europäischen Männer (wobei das Anschauen nur der erste Schritt zu weiteren Aktivitäten war). Ich hatte sie ein paar Wochen zuvor sprichwörtlich zwischen Tür und Angel in London kennengelernt, als ich einen kurzzeitig Geliebten verließ (einziger heterosexueller Mann in einer legendären Transvestiten-Show, dem jedoch die herumschwänzende Aufmerksamkeit seiner Kollegen einen so sichtbaren Genuss bereitete, dass mich zuweilen Zweifel beschlichen ...).

Offensichtlich ist sie gekommen, um meinen Platz einzunehmen. Überfällt mich auf der Türschwelle mit hemmungsloser kalifornischer Begeisterung und Redefreudigkeit – und ihre leicht basedowschen, braunen Augen und blendend weißen Perlenzähne strahlen mich begierig an, als sie erfährt, dass ich in München lebe und auf dem Weg dorthin bin. Will wissen, ob sie mich demnächst ein paar Tage besuchen kann; überwältigt von ihrer emsigen Heiterkeit, sage ich benommen zu.

Kaum bin ich wieder zu Hause, ruft sie mich an und teilt mir mit, dass sie am nächsten Morgen in München einlaufen wird. Ich hatte meine Mitbewohner bereits von ihrem möglichen Erscheinen in Kenntnis gesetzt, und da es sich nur um ein paar Tage handeln sollte, hatte niemand etwas dagegen. Es gab ein dunkles, fensterloses Fernsehzimmer in unserer Spät-Hippie-Wohngemeinschaft, das als Gästezimmer benutzt werden konnte, da würden wir sie einquartieren.

Am nächsten Tag gegen Mittag erscheint sie. Stellt sich auf die Zehenspitzen, um mich überschwänglich ans Herz zu drücken, verstaubt dann ihre diversen Koffer und Taschen in besagtem Zimmer, erzählt detailreich von ihren Londoner Eskapaden, fragt, wo die besten Kneipen sind, macht sich ein wenig frisch, verlässt das Haus in dieser ihr völlig unbekanntem Stadt – und ward bis nach Mitternacht nicht mehr gesehen. Dann allerdings leicht angesäuselt in Be-

gleitung eines ebensolchen Mannes, den sie unterwegs aufgegebelt hat und mit dem sie die Nacht zu verbringen gedenkt.

Etwas überrascht über diese erstaunlich schnelle Akklimatisierung räumen wir das Fernsehzimmer. Es ist 1976, da tut man seinen sexuellen Bedürfnissen keinen Zwang an, und jeder hat Verständnis dafür. Als sich allerdings in den nächsten *drei!!* Wochen dieses Schauspiel – mitternächtliches Erscheinen am Arm eines jeweils neuen Liebhabers – allabendlich wiederholt, nimmt die Langmut meiner Mitbewohner allmählich ab und sie mich zur Seite mit der dringenden Bitte, das blonde Gift aufzufordern, ihre Koffer und Taschen aus dem nicht mehr verfügbaren Fernsehzimmer zu entfernen – und sich gleich mit dazu.

Unter Hinweis auf die Regeln der Gastfreundschaft und Höflichkeit ist man bereit, ihr eine Karenzzeit von 24 Stunden zuzugestehen – doch dann möge sie bitte auf und davon sein.

Zum Glück tut meine diesbezügliche Bitte, die ihr zu unterbreiten mir nicht leichtfällt, ihrer Heiterkeit keinen Abbruch. Sie versteht: »*Thanks, I had a great time*«, nicht zuletzt dank der bayrischen Männer; sie packt ihre Sachen, bestellt ein Taxi zum Bahnhof und will mit dem nächsten Zug nach Rom weiterfahren, fraglos um die Römer mit ihrem unersättlichen Appetit auf neue Köstlichkeiten zu beglücken. Sie gibt mir noch schnell ihre Telefonnummer, bevor sie lachend ins Taxi steigt und mir so lange zuwinkt, bis der Wagen meinen Blicken entwindet ...



Sie also ist es, die mich kurz nach meiner Begegnung mit dem Schauspiel-Gourmet im Dezember völlig unerwartet aus San Diego anruft. Unser Gespräch ist kurz und enthält als Kernpunkt die dringliche Aufforderung: »*You should*

*come to California! You will love it!*« Ich empfinde diesen überraschenden Vorschlag sofort als Zeichen des Himmels hinsichtlich besagtem »Neuen«, das seit längerem in der Luft liegt ...

## California, here I come!

Und so fliege ich eines frühen Januarmorgens anno Domini 1977 zum ersten Mal in die USA. Mit 15 (!) Dollar in der Tasche und Tsiporas Telefonnummer komme ich in San Diego an.

Zu meiner Überraschung holt mich ihr überarbeiteter Mann am Flughafen ab. Auf meine Frage nach Tsipora erfahre ich, dass sie seit ihrer Rückkehr aus Europa in Los Angeles wohnt und dort eine Agentur für Kinderdarsteller gegründet hat, von ihrem Mann finanziert. Alle zwei Wochen kommt sie nach Hause, nicht zuletzt um ihre Wäsche von der mexikanischen Nanny/Köchin/Putzfrau waschen zu lassen. *Höchst eigenartig*, denke ich – gibt es in L.A. etwa keine Wäschereien?

Ich bin eine Weile im weitläufigen Haus des meist abwesenden Ehemannes zu Gast und erinnere mich vor allem an eine Episode:

Das Wochenende widmete der Scheidungsanwalt stets seinem zehnjährigen Sohn; fuhr mit ihm nach Palm Springs oder Las Vegas, um dem vorübergehend mutterlosen Knaben dort ein volles Verwöhnprogramm zu bieten. Doch das neue teure Spielzeug, das der Sohn nach jedem dieser Ausflüge mitbrachte, schien ihn nicht zu beglücken. Unter seinem patzigen Verhalten hatte vor allem die mexikanische Hausangestellte zu leiden, die ihm rund um die Uhr zu Diensten sein musste. Obwohl sie jeden Morgen um sechs

aufstand, Vater, Sohn und Haus versorgte und ein Recht auf acht Stunden Privatzeit hatte, verlangte der verwöhnte und schlaflose kleine Taugenichts, dass sie bis in die Puppen aufblieb, falls es ihm beim Fernsehschauen nach Softdrinks, Chips oder Ähnlichem gelüsten sollte. Abseits auf einem Stuhl sitzend, fielen der Armen vor Müdigkeit schier die Augen zu – doch sie durfte sich nicht zurückziehen, für den Fall, dass es dem Knaben einfallen sollte, sie in die Küche zu scheuchen.

Auf meine diesbezügliche Zurechtweisung reagierte er mit der nicht zu leugnenden Feststellung: *»You are not my mother!«*

Wie gesagt, das Wochenende widmete der Vater dem Sohn. Sie fuhren stets Samstagmorgen los und kamen Sonntagabend zurück. Dieses eine Mal waren sie bereits am späten Samstag wieder da, und auf meine Frage *»Warum?«*, erklärte mir der gestresste Vater, dass sie sich einige Hotels in Palm Springs angeschaut hatten, seinem Sohn jedoch keiner der jeweils dazugehörigen Swimmingpools zugesagt und er sich daher laut protestierend geweigert habe, die Nacht in einem dieser Hotels zu verbringen. Weshalb sich der Vater gezwungen sah, wieder umzukehren, nicht ohne an irgendeiner Tankstelle zum Trost noch eine Handvoll Spielsachen zu kaufen, an denen der Kronprinz dann natürlich schnell wieder das Interesse verlor ... Aber das nächste Wochenende würde ja kommen und mit ihm der neuerliche Versuch, sich zu amüsieren und Dinge anzuhäufen, die schnell ungeliebt in der Ecke landeten. Was der Junge in Wahrheit brauchte, war seine Mutter, aber die war offensichtlich verhindert.

In diesen kurzen Wochen lernte ich Julia kennen, so alt wie ich und Urenkelin von Ulysses Grant – ehemals amerikanischer Präsident. Wenn sie auch dank der spartanischen Auflagen ihrer Mutter bis 65 warten sollte, bis sie ihr umfangreiches Erbe antreten konnte und bis dahin mit

allen möglichen Jobs sich und ihren wesentlich älteren, selten beschäftigten, mexikanischen Jazzmusiker-Boyfriend über Wasser zu halten versuchte, war sie gut vernetzt. Durch sie fand ich Zugang zu dem erlesenen Kreis wohlbetuchter Ehefrauen, deren Männer als Wissenschaftler und Forscher im berühmten Scripps Institute in La Jolla tätig waren.

Nun hatten diese Frauen, wohl dank des Beispiels ihrer Nachbarin Francoise Gilot, vormalige Gefährtin Picassos und jetzt mit dem Nobelpreisträger Jonathan Salk verheiratet, ihr Talent für die feinen Künste entdeckt, denen sie in wöchentlichen Zusammenkünften durch Malen und Zeichnen frönten.

Diese Frauen suchten gerade ein Modell, und so bot man mir bei einem Fünf-Uhr-Tee (sie alle waren entweder britisch und konservativ, oder hatten sich dieses Verhalten angewöhnt) im Garten einer dieser herrlichen Villen über den Klippen von La Jolla in San Diego diesen Job an. Aber gerne – 10 Dollar für 2 Stunden Stillsitzen kamen mir sehr gelegen! Nicht bereit, nackt Modell zu sitzen, waren die Damen einverstanden, sich auf die zeichnerische Wiedergabe meines Gesichts zu beschränken. Anschließend wurde jedes Mal im Freien getafelt, immer mit Champagner (mittags!) und zuweilen in Gesellschaft der Ehemänner, die aus dem nahegelegenen Scripps Institute herüberkamen, ausnahmslos wie zerstreute Professoren aussahen und den Eindruck erweckten, als würden sie am liebsten gleich wieder in ihre Labors zurückkehren: unter anderem Jonathan Salk, Robert Watson und Francis Crick.

Eine der Malerinnen war mit einem reizenden britischen Ozeanologen fortgeschrittenen Alters verheiratet. Die beiden waren mehrere Jahre lang am Hof des thailändischen Königs tätig gewesen – ich erfuhr allerdings nie, in welcher Kapazität. Braucht ein thailändischer König die Dienste eines von der Queen zum Sir ernannten Ozean-Experten?



Vielleicht. Sicher ist jedoch, dass Sir Bullard 1977 in persönlichem Auftrag von Präsident Jimmy Carter Vorschläge zur zivilen Nutzung militärischer Nuklearvorrichtungen entwickeln sollte.

Diese beiden freundlichen Herrschaften hatten bald den Entschluss gefasst, mich meinen bescheidenen Umständen zu entheben und mir zu einem Mann zu verhelfen, der ihrer Meinung nach besser zu mir passte als irgendein begnadeter Habenicht, und der mir ein Leben in Wohlstand und Ansehen bieten konnte. Sie wussten auch schon, wer es sein sollte: Der Sohn des Principe di Venezia (so nannten sie ihn). Er wurde demnächst erwartet, um die bei einem befreundeten Wissenschaftler in Auftrag gegebenen Pläne zur Rettung Venedigs vor dem Versinken abzuholen. Ein großes Dinner war geplant, zu dem die Crème de la Crème von La Jolla eingeladen war – und ich.

Mrs. Bullard, der mein Wohlergehen ganz besonders am Herzen lag, hatte mich als Tischdame des nichtsahnenden Venezianers vorgesehen. Und wer weiß, was aus mir geworden wäre, hätte ich diese Gelegenheit wahrgenommen.

So weit kam es jedoch nicht, denn ein anderer war dem Prinzen zuvorgekommen: Paul, Maler aus New York und so unwiderstehlich, dass auch eine eventuelle Liaison mit einem venezianischen Prinzen keine Verlockung mehr darstellte. Die beiden lieben Herrschaften verziehen mir jedoch und überließen mir sogar ihr farbkoordiniertes Cottage über den Klippen von La Jolla, damit ich bei Bedarf dem chaotischen Studio meines Malers entfliehen konnte. Jeden Morgen um acht klopfte dann Sir B. an meine Tür: *»Breakfast is ready!«*

Um den pünktlichen Ablauf im Haushalt meiner Gönner wissend und bereits fertig zum Antreten – warte ich, bis sich die Schritte des alten Herrn entfernen, bevor ich hinübergehe und ihnen einen guten Morgen wünsche. Ein frisch gepflückter Blumenstrauß aus dem Garten prangt

auf dem appetitlich gedeckten Tisch, das Sonnenlicht strömt durch die geöffneten Fenster, und jeder hat einen silbernen Toastständer mit drei halbierten Scheiben Toast vor sich stehen. Dazu gibt es Tee, hausgemachte Orangenmarmelade und ein Drei-Minuten-Ei. Zum Mittagessen bin ich in der Regel nicht da, doch wenn ich es einrichten kann – nicht zuletzt weil meine Gastgeber es gern sehen, wenn ich sie begleite –, finde ich mich gegen halb fünf wieder ein. Für die tägliche Cocktailparty, mit den stets gleichen Gesichtern, denselben Cocktails und immer gleichen Themen – ein Stück konservatives »Great Britain«, herübergerettet ins freizügige »kulturarme« Kalifornien ...



Ich bleibe fünf Monate, dann erleide ich einen unbezwingbaren (und bis heute einmaligen) Anfall von Heimweh und fliege zurück nach München. Der Grund: Ich bin schwanger, will aber den Vater meines Kindes nicht heiraten, sondern heim ins vertraute München und mir dort ein Nest bauen. Kurz nach der Geburt meines Sohnes löse ich dieses wieder auf und reise zurück nach Amerika – dieses Mal mit einem Baby vor den Bauch gebunden, das sich von Anfang an sehr vertrauensselig der Welt zuwendet.

## Der »falsche« Mann

In San Diego gibt es einen Pier aus den zwanziger Jahren, weit ins Meer hinausragend, mit einem nach allen Seiten offenen Seafood-Restaurant über den Wellen des Pazifik, und dorthin strebe ich eines Tages fröhlich, meinen kleinen Sohn im Buggy vor mir herschiebend, als ein verlieb-